

Johannes Angermüller (2010): "Widerspenstiger Sinn. Skizze eines diskursanalytischen Forschungsprogramms nach dem Strukturalismus" In: Johannes Angermüller, Silke van Dyk (Hrsg.), *Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung*, Frankfurt: Campus, S. 71-100.

## Widerspenstiger Sinn

Skizze eines diskursanalytischen Forschungsprogramms  
nach dem Strukturalismus

*Johannes Angermüller*

### Einleitung

Diskurs ist bekanntlich ein vieldeutiger Terminus, der einmal eine monologische Rede oder ein dialogisches Gespräch bezeichnet, das andere Mal das intersubjektiv geteilte Wissen oder den kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft.<sup>1</sup> Mal geht es um historische Techniken der Machtausübung, mal um Weisen der Deliberation im öffentlichen Raum, mal um den Sprachgebrauch oder pragmatische Regeln der Kontextualisierung. Der Diskurs kann die Existenz sprachlicher oder kultureller Grammatiken unterstellen oder entfesselten Prozessen des Interpretierens zu ihrem Recht verhelfen. Eine Liste möglicher Definitionen könnte Seiten füllen, ohne dass der »Diskurs über den Diskurs« erschöpfend dargestellt ist. So nimmt es kein Wunder, wenn der Begriff »Diskurs« bisweilen mit den allgemeinsten Kategorien der sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskussion wie »Kommunikation«, »Kultur« und »Gesellschaft« gleichgesetzt wird. Ungeachtet dieser begrifflichen Unschärfen haben sich in den letzten Jahrzehnten die Umrisslinien eines interdisziplinären Feldes der Diskursanalyse in den Sozial-, Sprach- und Geisteswissenschaften herauskristallisiert.

Diese Situation nehme ich zum Anlass, um eine Positionsbestimmung im Feld der Diskursanalyse vorzunehmen und vor dem Hintergrund mei-

---

<sup>1</sup> Ich danke Silke van Dyk, Désirée Freber, Annika Mattisek, Alexander Pistorius, Jan Schmitz, dem von Christian Meyer geleiteten Kolloquium für qualitative Sozialforschung in Bielefeld sowie den Teilnehmer/innen der Mainzer Diskursforschungswerkstatt 2010 für ihre wertvollen Kommentare. Ich danke auch der Humboldt-Stiftung für die Finanzierung eines Aufenthalts an der University of California, Berkeley, wo ich die unten erwähnten Leser-Interviews durchgeführt habe.

ner Arbeiten zu intellektuellen und politischen Diskursen (vgl. zum Beispiel Angermüller 2007) die Umrisse eines »diskursanalytischen Forschungsprogramms nach dem Strukturalismus« zu skizzieren. Nach einer Verortung der Diskursanalyse gegenüber etablierten intellektuellen Traditionen am Schnittpunkt von Sprache und Gesellschaft werde ich diskutieren, was Diskursanalyse im Sinne theoretisch-empirischer Diskursforschung auszeichnet. Die Diskursforschung nach dem Strukturalismus schlägt die Brücke zwischen antihumanistisch-poststrukturalen und pragmatisch-interaktionistischen, zwischen text- und prozessanalytischen Tendenzen. Während ich einen Diskurs methodologisch als den Gebrauch von Texten in Kontexten fasse, nehme ich in theoretischer Hinsicht Bezug auf die poststrukturalistische Kritik am sprechenden und handelnden Subjekt und an geschlossenen Modellen der (Container-)Gesellschaft. An einem Beispiel aus dem Wissenschaftsdiskurs stelle ich dann das diskursanalytische Vorgehen und dessen Anchlüsse an die Gouvernementalitätsforschung dar. Soziale Ordnung wird als eine sinnhafte Konstruktion gefasst – als das Resultat von interpretativen Prozessen zwischen Leser/innen und Texten und unter den Leser/innen selbst, die sich in Sinnverknappungsdispositionen wie der Universität gegenseitig korrigieren, um den »richtigen« Sinn festzustellen. Immer geht es demnach um die Frage, wie die Vielfalt von Sinndynamiken, wie der Überschuss interpretativer Möglichkeiten, wie widerspenstiger Sinn kanalisiert und nach welchen Regeln bestimmte Repräsentationen sozialer Ordnung produziert und durchgesetzt werden.

## Die drei Traditionen der Diskursanalyse: Hermeneutik, Pragmatik, Strukturalismus

Was ist Diskursanalyse? Die Diskursanalyse untersucht, so könnte eine Definition lauten, die soziale Produktion von Sinn. Diese Definition ist in ihrer Allgemeinheit nicht unproblematisch, impliziert sie doch eine Quasi-Allzuständigkeit für Probleme und Fragen der sozial- und geisteswissenschaftlichen Debatte. In der Tat kann gefragt werden, in welcher Disziplin sozialer Sinn nicht immer schon ein zentrales Thema war. Hat die Frage nach dem Zusammenhang von Sinn und Gesellschaft die Entwicklung der modernen Sozial- und Geisteswissenschaften nicht von Anfang an beglei-

tet? Vor diesem Hintergrund mag es erstaunen, dass sich ein Feld der Diskursanalyse erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat.

Während die Diskursanalyse in Frankreich auf Theoretiker wie Michel Pêcheux (1969) und Michel Foucault (1994[1969]) zurückgeht, die um 1970 im Lichte des Strukturalismus die Grundsteine für das legten, was man eine Zeit lang die »französische Schule der Diskursanalyse« nannte (vgl. auch die Nummer 13 zur *analyse du discours* der Zeitschrift *Langages* von 1969), waren es in der angloamerikanischen Welt die qualitative Mikrosoziologie und die linguistische Pragmatik, die in den 1970er und 1980er Jahren die Diskursanalyse im Sinne von Konversations- oder Gesprächsanalyse begründeten. In Deutschland war es die Rezeption Michel Foucaults, die in den letzten zehn Jahren entscheidend zur Ausbildung eines interdisziplinären Felds diskursanalytischer Forschung beigetragen hat (vgl. dazu die Arbeiten von DiskursNetz, <http://www.diskursanalyse.net>). Auf Foucault berufen sich so unterschiedliche Richtungen wie die hermeneutische Wissenssoziologie (Schwab-Trapp 1996; Keller 2005) und Vertreter poststrukturaler Diskursansätze (Angermüller u.a. 2001), die Duisburger Kritische Diskursanalyse (Jäger 2007[1993]) und Links Interdiskursansatz (Link 1982), die historische Semantik aus Düsseldorf (Busse/Teubert 1994) und die Diskurslinguistik (Warnke 2007), um nur einige wenige Beispiele aus Soziologie und Linguistik in Deutschland zu nennen. Es ist eine offene Frage, wie weit sich ein diskursanalytisches Feld in Deutschland hätte bilden können, wenn das Foucault'sche Werk nicht einer Vielfalt verschiedener, oft konträrer Lektüren unterzogen werden könnte – in einer strukturalistischen (Diaz-Bone 2002), in einer sprechakttheoretischen (Wrana 2006) oder enunziativ-pragmatischen Optik (Angermüller 2007; Mattissek 2008; Maeße 2010), mit Blick auf historische (Bublitz u.a. 1999; Landwehr 2001) oder politische Probleme (van Dyk 2006; Kerchner/Schneider 2006; Nonhoff 2006), mit einem Akzent auf qualitativen (Bührmann u.a. 2007; Meier 2008) oder quantifizierenden (Mattissek 2008) Methoden.

Angesichts der polyvalenten Referenz Foucaults ist der Begriff des Diskurses heute zumeist in seiner kontinental-europäischen Spielart gebräuchlich, also im Sinne der situationsübergreifenden Organisation gesellschaftlicher Sinnproduktion. Doch kann Foucaults Prominenz die intellektuelle Hybridität des Feldes der Diskursanalyse nicht verdecken, in dem sich verschiedene disziplinäre, nationale und intellektuelle Traditionen kreuzen. Immer schon war die Diskursanalyse ein Produkt kontroverser

Auseinandersetzungen zwischen diesen Traditionen, die zu immer neuen diskursanalytischen Problemen, immer neuen Diskursbegriffen geführt hat. Auch wenn Diskursanalytiker/innen gewöhnlich die größtmögliche Distanz zum H-Wort zelebrieren, reflexhaft jede Verbindung von sich weisen, seine altmodisch-unerotische Staubigkeit betonen – die erste Tradition, die mit Blick auf die soziale Produktion von Sinn genannt werden muss, ist die Hermeneutik. Die revolutionäre Idee der Hermeneutik ist es, dass das Wort keinen an sich gültigen Sinn hat, sich nicht selbst interpretiert und der ständigen Interpretation bedarf. Wir alle sind dabei, uns die Welt in einem ständigen Sinnsuchprozess zu erschließen; aber ihr Sinn lässt sich nicht ein für allemal festschreiben. Wer einen Zugang zur Welt sucht, gerät unweigerlich in das unstete Terrain des Sinns, das wir uns mit den trügerischen und missverständlichen Zeichen der Sprache zu erschließen suchen.

Geht es der Hermeneutik darum, eine mit historischem Sinn eingekleidete Welt zu verstehen, begreifen die Pragmatik bzw. der Interaktionismus soziale bzw. sinnhafte Ordnung als eine Leistung der Akteure. In dieser Perspektive entsteht Sinn in Situationen der doppelten Kontingenz, in denen sich die Akteure mit Hilfe von Zeichen, Symbolen, Sprache in einem Prozess der gegenseitigen Abstimmung über ihre Positionen, Identitäten und Absichten verständigen. Sozialer Sinn ist demnach das emergente Produkt von Akteuren, die immer wieder mit gesellschaftlich unterbestimmten Situationen zurechtkommen müssen. Die Gesellschaft ist keine schon existierende oder konstituierte Ordnung, der die Mitglieder passiv unterworfen sind; die Sprache ist kein Apparat grammatikalischer Regeln, die es einfach auszuführen gilt. Die Akteure sind mit dem Umstand konfrontiert, dass die Gesellschaft den Akteuren nie als eine von vornherein vollständig geordnete, durchstrukturierte, ausdefinierte Realität gegenübertritt. So können Normen und Regeln nicht einfach nach unten durchgereicht, Prozeduren und Routinen nicht einfach abgespult werden, ohne dass die Handelnden immer wieder ihre praktischen Leistungen und Kompetenzen unter Beweis stellen.

Als dritte Tradition kann der Strukturalismus angeführt werden. Der Strukturalismus sucht die Komplexität sprachlicher, kultureller oder sozialer Erscheinungen auf ihre konstitutiven Regeln zurückzuführen. Auf ihrer Oberfläche erscheint die Welt als eine Mannigfaltigkeit von Phänomenen. Doch dahinter wirken Regeln, mit denen aus einer begrenzten Anzahl von Elementen unendlich viele Varianten generiert werden. Sinn ist ein Effekt dieser Regeln, die den Individuen nicht bewusst sein müssen. Nicht das

Subjekt produziert Sinn; das Subjekt wird als eine expressive und intentionale Instanz von der Struktur und ihren Regeln eingesetzt. Zwischen der subjektiven Sinnerfahrung und den sinnkonstitutiven Regeln besteht daher ein Bruch. So bricht die strukturelle Beobachterin mit der Anschaulichkeit spontan erfahrenen Sinns, indem sie auf der Differenz zwischen Objekt- und Metasprache besteht. Sie versucht nicht, durch das sprachliche Material gleichsam auf einen ursprünglich gemeinten Sinn hindurchzublicken; sie unterstreicht die opake Materialität ihres Gegenstands, dessen Sinn sich nicht einfach von der textuellen Oberfläche ablesen lässt.

Die »deutsche« Hermeneutik in der Philosophie, Geschichtswissenschaft und der historischen Philologie, die »amerikanische« Pragmatik und der Interaktionismus in der qualitativen Mikrosoziologie, Anthropologie, Linguistik und der »französische« Strukturalismus in der systematischen Linguistik und Philologie – das sind die drei wichtigsten Traditionen der Diskursanalyse, zu denen man vielleicht noch eine vierte, »russische« Tradition der Sozialesemiotik (Michail Bachtin, Iurij Lotman ...) zählen könnte. Vermutlich wird der Diskursbegriff heute am leichtesten mit der strukturellen und am wenigsten mit der hermeneutischen Tradition assoziiert. Doch die Diskursanalyse stand immer unter dem Eindruck aller drei Traditionen. Dies gilt insbesondere auch für Michel Foucaults diskursanalytische Anstöße. So ist es kein Zufall, dass Foucault erst in der *Archäologie* (1994 [1969]) von Diskurs spricht, in dem Werk, das die Abkehr vom strukturellen Modell einleitet, auf dem noch seine *Ordnung der Dinge* (1971[1966]) basierte. In der *Archäologie* definiert Foucault die Aussage (*énoncé*) als »Atom [bzw. Grundeinheit] des Diskurses« (Foucault 1994[1969]: 117). Als das Produkt eines singulären Äußerungsereignisses (*énonciation*) existiert die Aussage in bestimmten Äußerungsmodalitäten an bestimmten institutionellen Orten und in spezifischen raum-zeitlichen Kontexten (ebd.: 115ff.). Indem Foucault (ebd.: 120ff.) in der *Archäologie* diskurspragmatische Anregungen wie Austins Sprechakttheorie aufnimmt, wendet er sich gegen den formalistischen Mainstream, der die französischen Literatur- und Sprachwissenschaften gemeinhin seit dem 17. Jahrhundert auszeichnet. Die theoretische Leistung der *Archäologie* ist es, in der Form der Aussagenanalyse (bzw. der *analyse énonciative*, 1994[1969]: 159) diskurspragmatische und historisch-hermeneutische Figuren in die formalistischen französischen Geisteswissenschaften einzuführen. Mit der Umstellung von dem strukturellen, an Saussures *langue* angelehnten Begriff der *episteme* der *Ordnung der Dinge* auf die diskurspragmatische Unterscheidung von Aussage und Äußerung in

der *Archäologie* fokussiert Foucault die Frage des Sprachgebrauchs im historischen Kontext, und zwar ohne die strukturelle Kritik am sprechenden Subjekt einzukassieren.

### Diskursanalyse als Diskursforschung nach dem Strukturalismus

Die Diskursanalyse hat sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts etabliert, indem sie bestimmte Bereiche der Sozial- und Geisteswissenschaften, die sich im 19. Jahrhundert in eigenständige Disziplinen ausdifferenziert hatten, wieder in Kontakt bringt. Was zeichnet Diskursanalyse nun im Sinne theoretisch-empirischer Forschung aus und wie geht sie vor? Die Diskursforscherin mag einen großen historischen Bogen über verschiedenste Kommunikationskontexte hinweg schlagen oder kleinste Konversationssequenzen untersuchen – immer muss sie aus der Vielzahl an sprachlich-kommunikativen Ausprägungen eines Diskurses eine Auswahl treffen, die Aufschluss über einen situationsübergreifenden Diskurszusammenhang geben soll. Das ausgewählte Material wird dann zum Gegenstand einer genaueren Untersuchung – mit Bezug auf eine Fragestellung, in einem theoretischen Rahmen und mit bestimmten Methoden. So untersucht die Diskursanalyse gemeinhin eine begrenzte Menge kommunikativer bzw. sprachlicher Erzeugnisse, um Erkenntnisse über deren weiteren sozialen, politischen oder kulturellen Kontext zu gewinnen, und zwar in einem theoretischen Rahmen und mit einer Methode.<sup>2</sup> Eine Methode begründet einen bestimmten Umgang mit dem Material; sie sensibilisiert für vordergründig Unwichtiges; sie hilft, Neues zu entdecken und Überraschungen zu produzieren. Eine Theorie dagegen stellt die in methodischen Prozeduren erzeugten »bloßen Fakten« in einen weiteren Zusammenhang; sie bietet einen konzeptuellen Rahmen, in dem die gewonnenen Ergebnisse »Sinn machen«. Eine Theorie ist materialbezogen (bzw. methodologisch), wenn sie erklärt, wie der Gegenstand vom Material herkommend konsti-

---

<sup>2</sup> Unter Theorie muss kein geschlossenes konzeptuelles Gebäude, unter Methode keine rezeptartige Prozedur verstanden werden. »Theorie« und »Methode« reagieren vielmehr auf die Notwendigkeit, die Schritte reflexiv darzustellen, mit denen die Forscherin zwischen Gegenstands- und wissenschaftlichem Metadiskurs wechselt und vom Material zum weiteren Diskurszusammenhang gelangt (vgl. dazu etwa die kritischere Sicht auf Methoden von Bröckling & Krasmann in diesem Band).

tuert wird; sie ist gegenstandsbezogen, wenn sie Annahmen und Hypothesen über den Gegenstand liefert, mit denen die Lücken im gewonnenen empirischen Wissen über den Gegenstand geschlossen werden, um ein »rundes Bild« von ihm zu zeichnen. Diskursanalysen untersuchen gemeinhin Gegenstände, die im Licht methodologisch gewonnener Erkenntnisse des Materials in einen theoretischen Rahmen gestellt werden müssen.

Das Verständnis von Diskursanalyse als theoretisch-empirische Diskursforschung mag vielen – insbesondere empirisch orientierten Sozialwissenschaftler/innen – als wenig kontrovers erscheinen. Doch nicht alle Wissenschaften verstehen ihre Arbeit im Sinn empirisch-theoretischer Erforschung eines Gegenstands. Nicht-empirische Wissenschaften, so lässt sich in aller Kürze sagen, können Wissen im Modus des Kommentars produzieren – man denke an philosophische und literaturwissenschaftliche Arbeiten, die sich in eine intertextuelle Auseinandersetzung mit bestimmten Werken und Gattungen einschreiben. Oder sie definieren ein therapeutisches Ziel: Ihre Wahrheit bemisst sich dann nicht an der Entdeckung abstrakter Wahrheiten oder der korrekten Beschreibung eines Gegenstands, sondern an der Überwindung einer Krankheit oder eines Missstands (so zum Beispiel in Medizin, Psychoanalyse, Marxismus). Oder Wissenschaft funktioniert im Modus der (stilistischen, grammatikalischen etc.) Klassifikation wie beispielsweise jene philologischen (nicht-sozialwissenschaftlichen) Tendenzen in den Sprach- und Literaturwissenschaften, die auf eine systematische Inventarisierung oder Katalogisierung sprachlicher, literarischer und kultureller Erscheinungsformen zielen.

Sicher hat der interdisziplinäre Sexappeal der Diskursanalyse viel mit den zahlreichen Anstößen aus den nicht-empirischen Bereichen der Geisteswissenschaften zu tun. Was wäre die Diskursanalyse ohne die Diskurstheorie, die breite intellektuelle Resonanz auf die diskurstheoretischen Kommentare auf Michel Foucault, Jacques Lacan oder Jacques Derrida von Seiten Ernesto Laclaus, Judith Butlers oder Slavoj Žižeks? Was wäre die Diskursanalyse ohne die Diskursethik – man denke an die normative Reflexivität und die politischen Ansprüche von Foucault oder Pêcheux, von Habermas oder der kritischen Diskursanalyse? Und was wäre die Diskursanalyse ohne das Inventar sprachwissenschaftlicher Begriffe, Termini und Kategorien, mit denen auch unscheinbarste Erscheinungen des Diskursiven unterschieden und identifiziert, klassifiziert und systematisiert werden können? Doch ungeachtet dieser Impulse aus nicht-empirischen Wissenschaften wurde die Diskursanalyse erst zu einem disziplin übergrei-

fenden Feld, seit sie sich auch als empirisch-theoretische Diskursforschung begreifen kann.

Diskursanalyse als Diskursforschung wirft eine Reihe von Fragen hinsichtlich des diskursanalytischen Forschungsprozesses auf. Zu fragen ist, wie man ausgehend von einer für den Wissenschafts- bzw. Metadiskurs relevanten Fragestellung vom Material zum Gegenstandsdiskurs gelangen kann, wie zwischen Mikro- und Makroebenen des Gegenstandsdiskurses vermittelt wird und wie schließlich eine Theorie über den Gegenstandsdiskurs wieder in den wissenschaftlichen Metadiskurs eingespeist wird.

Lösungen für die Probleme des Forschungsdesigns zu finden – das ist das zentrale intellektuelle Problem von Diskursanalyse als Diskursforschung. Nun hat es in den vergangenen Jahren eine Reihe von programmatischen Entwürfen gegeben, die dieser Herausforderung begegnen wollen. In der Soziologie wurde etwa vorgeschlagen, Foucaults antihumanistische Diskurstheorie mit humanistischen Methodologien der qualitativen Sozialforschung zusammenbringen – man denke an Reiner Kellers Forschungsprogramm für eine wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2005). In der Linguistik dagegen sind Forschungsprogramme im Umkreis der Kritischen Diskursanalyse vorgebracht worden (vgl. zum Beispiel Jäger 2007[1993]). Die Leistung dieser Vorschläge liegt darin, dass sie die Foucault'sche Diskursanalyse im Sinne empirischer Sozialforschung etabliert haben, etwa mit Keller in der qualitativen Soziologie bzw. mit Jäger in den Sprachwissenschaften. Problematisch ist jedoch, dass diese Forschungsprogramme zur Subsumption des empirischen Materials unter vorgefasste theoretische Kategorien tendieren. Subsumptionslogische Forschung zäumt den Forschungsprozess zumeist von einer gegenstandsbezogenen Theorie auf (insbesondere über *den* Diskurs oder *die* Gesellschaft) und weist materialbezogenen und methodologischen Überlegungen eine dienende Rolle zu. Statt das Material mit der methodologischen Frage zu konfrontieren, wie der Gegenstand konstituiert wird, wird materialbezogenen Theorien lediglich die Funktion zugestanden, gegenstandsbezogene Theorien am Material zu belegen. Bei Keller dient Foucault als Kronzeuge für die übergreifenden intersubjektiv geteilten Wissensbestände, wobei kaum zu überzeugen vermag, wie er den Übergang von den ausgewählten Texten zu den »großen« Diskursen der Gesellschaft begründet. Insbesondere bleibt unklar, wie mit der Kunstlehre hermeneutischer Kodierstrategien übergreifende gesellschaftliche Deutungsmuster herausgearbeitet werden können. Bei Jäger ist problematisch, wenn er die Texte



über den Kamm von »realen« sozialen Problemen schert, ganz so als ob es eine vordiskursive Realität der Gesellschaft gäbe, vor deren Hintergrund die Diskursanalytikerin dann entscheiden könne, was als normativ richtiger und falscher Diskurs gelte. Bleiben Keller und Jäger damit nicht hinter der konstruktivistischen Kritik an den objektivistischen Gesellschaftskonzeptionen zurück, wie sie seit den 1970er Jahren von mikrosoziologischer Seite geäußert wird?

Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden für ein diskursanalytisches Forschungsprogramm nach dem Strukturalismus plädieren, das vom Primat materialbezogener Theorie ausgeht. Am Beginn steht eine Analytik, die für die komplexe Organisation des Materials sensibilisiert und vordergründig unscheinbare Merkmale und Details seiner formalen Organisation sichtbar macht. Eine solche materialbezogene Theorie zielt auf die Produktion unvorhergesehener und überraschender Entdeckungen im Material, das sich in seiner widerständigen Opazität nicht mit spontanem Sinnverstehen erschließen lässt. An die Stelle hermeneutischer Kunstlehren lässt sie rigorose, erlern- und reproduzierbare Analysetechniken treten, die nicht auf das *Was*, sondern auf das *Wie* zielen – die rationale und rigorose Analyse sozialer Sinnproduktion. Diskursforschung nach dem Strukturalismus fokussiert insbesondere zwei Problembereiche: die materialbezogene Frage nach dem Übergang von Material zu Gegenstand (bzw. von Texten zu ihrem weiteren Diskurszusammenhang), die gegenstandsbezogene Frage nach der Strukturierung des weiteren Diskurszusammenhangs zwischen Mikro- und Makro-Ebenen (bzw. Akteur versus Gesellschaft).

Mit dem Etikett »nach dem Strukturalismus« beziehe ich mich auf meine Arbeit über den Theoriediskurs der 1960er und 1970er Jahre in Frankreich (Angermüller 2007). Ihr Titel kondensiert gleichsam drei Problematiken, und zwar mit Blick auf den untersuchten Gegenstand (»In Frankreich gibt es keinen Poststrukturalismus.«),<sup>3</sup> die zu Grunde gelegte

---

<sup>3</sup> Mit Blick auf den untersuchten Gegenstand adressiert *Nach dem Strukturalismus* (Angermüller 2007) den Umstand, dass die behandelten Theoretiker (Jacques Lacan, Louis Althusser, Michel Foucault, Jacques Derrida und Philippe Sollers) inzwischen auf der ganzen Welt als »Poststrukturalisten« geführt werden nur in Frankreich nicht. Mit Mitteln der Aussagenanalyse werden die polyphonen Beziehungen zwischen den Sprechern dieses Theoriediskurses untersucht, die von den Leser/innen zu Subjekten, Lagern und Bewegungen zusammengesetzt werden. Demnach ist Theorie ein »schmutziges« Wissen, in dem konzeptuelle und nicht-konzeptuelle Wissensbestände, insbesondere mit Blick auf die impliziten Anderen des Diskurses, unauflöslich ineinanderfließen, und zwar schon auf den elementarsten Ebenen der Sinnproduktion, den Aussagen des Diskurses.

Methodologie (das heißt Sinn nicht als das strukturelle Produkt von Differenzen, sondern als das pragmatische Produkt von Texten und Kontexten) und die zu Grunde liegende Theorie (etwa die poststrukturalistische Kritik des intentionalen Akteurs und der (Container-)Gesellschaft).

Insbesondere die letzten beiden Punkte sind für das hier skizzierte Forschungsprogramm relevant. So ist mit dem Etikett »nach dem Strukturalismus« ein methodologisches Plädoyer verbunden, nämlich die rigorose Arbeit am empirischen Material, speziell die Mikroanalyse von (schriftlichen) Texten. So unterstreicht die Aussagenanalyse die opake Materialität von Texten, deren Sinn nicht ohne Weiteres in spontaner Evidenz verstanden werden kann; Texte machen aufwändige Kontextualisierungsarbeit seitens der Leser/innen notwendig, die sich den Sinn erobern müssen. So wird Diskurs diskurspragmatisch als das Produkt der Verbindung von Texten und Kontexten gefasst. Diese Methodologie vollzieht die pragmatische Wende nach, die Ende der 1970er Jahre in der französischen Diskursanalyse die Abkehr vom strukturalen Modell einleitet. Auch in der französischsprachigen Linguistik gilt Sinn seither nicht mehr als ein Produkt (abstrakter) Differenzen, sondern zunehmend als ein Produkt des (spezifischen) Gebrauchs von Texten in Kontexten. Anders als in der anglo-amerikanischen Tradition nimmt diese französische Variante der Diskurspragmatik – die Äußerungstheorie (*énonciation*) – ihren analytischen Ausgang nicht von Gesprächshandeln oder Interaktionssequenzen, sondern von den formalen Spuren im sprachlichen Material, über die sich die Äußerung formal in diese einschreibt (Benveniste 1974; Maingueneau 1993). Eine Äußerung im Sinne der enunziativ-pragmatischen bzw. »französischen« Tradition bezeichnet ein nicht direkt beobachtbares, das heißt nur über die formale Organisation seines textuellen Produkts zu erschließendes Ereignis, eine diskursive Praxis, einen Akt des Sprachgebrauchs. Schreiben und Lesen heißt hier gleichermaßen einen Text zu äußern – das eine Mal, indem sich die Äußerung in Gestalt von formalen Markern in das sprachliche Material »eindrückt«, das andere Mal, indem die Leser/innen die in den formalen Markern der Äußerung kondensierten Kontextualisierungsanweisungen ausführen. Während Texte die Äußerung in bestimmten Kontexten (mit Sprechern, Ort und Zeit) »reflektieren«, muss Sinn immer wieder aufs Neue konstruiert werden, und zwar ganz gleich, ob der Text geschrieben oder gelesen wird. Vor diesem Hintergrund zeichnen sich Texte durch ihre komplexe Indexikalität aus. Texte lassen ihre Leser/innen mittels sprachli-

cher Marker ständig nach ihren Äußerungskontexten suchen und ein Wissen über den weiteren situationsübergreifenden Diskurs aufbauen.

Aber das Etikett »nach dem Strukturalismus« verweist auch auf eine theoretische Problematik, und zwar auf die Kritik des autonomen Subjekts und der geschlossenen Struktur, die Dezentrierung des Akteurs und die Entgrenzung der Gesellschaft. Im deutsch- und englischsprachigen Raum wird diese Diskussion vor allem unter dem Stichwort des »Poststrukturalismus« geführt, die in den 1970er Jahren mit einer Problematisierung humanistischer Sinn- und Handlungstheorien begonnen hat und heute auch die soziologische und politische Theorie erreicht hat. Klassische Soziologen wie Max Weber und Emile Durkheim hatten den Prozess der Vergesellschaftung im Sinne einer Dialektik von relativ autonomen Akteuren (Weber) und der Gesellschaft mit ihren strukturalen Zwängen (Durkheim) begriffen. Die Akteure versuchen »unten« ihre Ziele und Interessen gegen die Zwänge und Beschränkungen der Gesellschaft »oben« durchzusetzen. Der Poststrukturalismus problematisiert diesen theoretischen *double bind* der klassischen Soziologie und führt da durch die kritischen Impulse von praxeologischer Ethnographie und prozessorientierter Interaktionsanalyse, der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 2005) oder der konstruktivistischen Systemtheorie (Luhmann 1998) fort. Vor diesem Hintergrund geht es nicht mehr darum, das Tun und Wollen der Akteure zu verstehen oder die Struktur einer gesellschaftlichen Realität zu beschreiben. Weder begreifen poststrukturalistische Theorien die Akteure als schon konstituierte Einheiten, die als Subjekte ihr Sprechen und Handeln kontrollieren (und etwa »gemeinten Sinn« produzieren), noch verstehen sie die Gesellschaft als einen festen geschlossenen Rahmen, in dem alle Elemente ihren funktionalen Platz haben.

Im Unterschied zu rekonstruktiven Tendenzen der Bewusstseinsphilosophie, verstehenden Handlungstheorien oder dem phänomenologischen Sozialkonstruktivismus begreift sich die Diskursanalyse nach dem Strukturalismus als ein de konstruktiver Konstruktivismus, der die Akteure als Diskurseffekte begreift und nicht als Quellen ursprünglich gemeinten Sinns (Angermüller 2005). Doch auch wenn der »Akteur« und die »Gesellschaft« ihre theoretische Unschuld verloren haben, sind die dadurch bezeichneten Probleme nicht verschwunden. Die Frage ist daher, wie die Gesellschaft und ihre Akteure durch die Leser/innen von Texten konstruiert werden. Ein Diskurs entsteht, wenn Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, das heißt Leser/innen mündlicher oder schriftlicher Texte die kommunikativen

Absichten anderer zu erkennen versuchen. Zu Diskursteilnehmer/innen werden sie, indem sie auf die interpretativen Angebote anderer reagieren und den Sinn des Gesagten festzustellen suchen. Akteure entstehen schließlich, wenn Diskursteilnehmer/innen bestimmten Individuen, Gruppen oder anderen Instanzen Handlungsträgerschaft zurechnen und diese zu Akteuren machen. So bauen die Leser/innen in einem nicht versiegenden Fluss interpretativer Hypothesen ein Wissen über die Gesellschaft und ihre Akteure auf. Ihr Problem ist nicht, dass es zu wenig Sinn gibt; es gibt viel zu viel Sinn, der ihnen ständig entgleitet und über den Kopf wächst. Die Diskursteilnehmer/innen – Leser/innen erster Ordnung – haben es mit widerspenstigem Sinn zu tun, den sie zu kontrollieren suchen, und dies nach Regeln, die Diskursanalytiker/innen – Leser/innen zweiter Ordnung – analysieren können.

Vom Text zum Diskurs, oder:

Wie die Leser/innen Subjekte und Ordnungen konstruieren

Wie entsteht ein Diskurs? Anhand der Frage, wie die Leser/innen wissenschaftlicher Texte eine Vorstellung des Feldes und seiner Akteure konstruieren, möchte ich im Folgenden die verschiedenen Schritte der Diskursforschung nach dem Strukturalismus aufzeigen. Ich greife auf erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts zur Wissenschaftskommunikation in den Sozial- und Geisteswissenschaften zurück, ohne jedoch eine material gesättigte Studie anbieten zu können. Dieser Abschnitt nähert sich dem Diskurs von seiner textualen Seite, bevor es im darauf folgenden Abschnitt um seine kontextuale Seite geht, namentlich die Praktiken des Gebrauchs von Texten in bestimmten Kontexten. Als das heterogene Produkt der Verbindung von Texten und Kontexten verlangt der Diskurs nach einer heterogenen Methodologie, die einmal die formale Organisation von Texten, das andere Mal institutionelle Prozesse der Sinnverknappung in den Blick nimmt. Durch diese »Triangulation« unterschiedlicher Methoden wird der Diskurs nicht »präziser« oder »unverfälschter« wiedergegeben. Eine Kombination text- und prozessanalytischer Methoden trägt vielmehr der Natur des Gegenstands Rechnung – dem Umstand, dass Diskurs eben nicht allein entweder Texte (Sprache) oder Kontexte (Wissen) prozessiert,

sondern sich im Zusammen spiel von Texten und Kontexten mit ihren je spezifischen Empirizitäten konstituiert.

Im Gegensatz zur Inhaltsanalyse interessiert sich die Diskursanalyse nicht dafür, *was* Leser/innen verstehen. Sie fragt, *wie* Leser/innen Texte kontextualisieren, und zwar angesichts sprachlicher und sozialer Zwänge, die mehr oder weniger konventionalisiert sein können. Texte werden demnach nicht analysiert, um ihren Sinn zu rekonstruieren, sondern um zu beschreiben, wie die interpretativen Praktiken einer Diskursgemeinschaft durch sprachliche Marker oder mehr oder minder institutionalisierte Interaktionsregeln organisiert werden. In diesem textanalytischen Abschnitt geht es vor dem Hintergrund von Foucaults Aussagenanalyse (Foucault 1994[1969]), der französischen Tradition der Äußerungstheorie bzw. Diskurspragmatik (Benveniste 1974; Maingueneau 1993), Theorien der Polyphonie und Dialogizität (Bachtin 1985[1963]; Ducrot 1984; Nölke u.a. 2004) und Einsichten der mikrosoziologischen Interaktionsanalyse (Goffman 1981; Gumperz 1992) um die Regeln, mit denen (unterschiedliche) Leser/innen mit (unterschiedlichem) Kontextwissen einen (unterschiedlichen) Sinn von Texten konstruieren. Die Diskursforschung nach dem Strukturalismus begegnet dem »gemeinten Sinn« der Akteure mit einer Haltung der radikalen Indifferenz. Sie überlässt die Eingrenzung, Stabilisierung, Festsetzung von Sinn den veritablen Experten, die sich tagtäglich damit beschäftigen, das sprachliche Material »richtig« zu verstehen: den Mitgliedern einer Diskursgemeinschaft, den Leser/innen erster Ordnung, den Diskursteilnehmer/innen. Es ist somit nicht an den Leser/innen zweiter Ordnung, den Diskursanalytiker/innen, Diskurspolizei zu spielen. Die besten Diskurspolizist/innen sind die Diskursteilnehmer/innen selbst, die ein Verständnis über den »richtigen« Sinn herzustellen versuchen, indem sie die Dynamik der Sinnproduktion kontrollieren und einen nach allen Seiten »ausbüchsenden« Diskurs einhegen.

Empirische Diskursforschung beginnt mit der Formulierung einer Fragestellung, mit der sie eine Brücke zwischen dem interessierenden Gegenstandsdiskurs und dem Metadiskurs, in dem wir uns wissenschaftlich verorten wollen, zu schlagen versucht. Eine solche Frage könnte lauten, wie die Teilnehmer/innen des Wissenschaftsdiskurses ein Wissen darüber aufbauen, wer dessen (wichtige) Akteure sind. So agieren aus wissenschaftssoziologischer Sicht im Wissenschaftsdiskurs spezialisierte Wissensproduzenten, die von institutionell definierten Statuspositionen aus bestimmte Ideen und Theorien als wissenschaftliches (»wahres«) Wissen zu

etablieren versuchen. Wissenschaftliches Wissen stellt sich dann als das Produkt eines Prozesses der Sinnverknappung unter Ungleichen dar, in dem die Vielfalt der tatsächlichen und möglichen Lektüren allmählich reduziert wird. Die diskursanalytische Aufgabe besteht darin zu zeigen, wie bestimmte Repräsentationen des wissenschaftlichen Feldes als legitim, wahr und richtig ausgewiesen werden.

So ist zunächst zu fragen, wie Leser/innen von Texten Repräsentationen des Wissenschaftsfeldes konstruieren, bevor es im folgenden Abschnitt um die Interaktionen, Prozeduren und Technologien geht, die es den Diskursteilnehmer/innen erlauben, aus der Vielfalt möglicher Lektüren bestimmte als »legitime« Repräsentationen des wissenschaftlichen Feldes festzuschreiben. Ausgehend von der Annahme, dass verschiedene Leser/innen Texte unterschiedlich lesen, habe ich Leser-Interviews mit Akteuren des sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskurses geführt, die kurze Auszüge von kanonisierten interdisziplinären Theoretikern der Sprache wie Goffman, Foucault und Heidegger lesen. Ich frage sie, wer ihnen als implizite Adressaten dieser Autoren in den Sinn kommt, woraufhin die Interviewten je nach Wissenshintergrund unterschiedliche Repräsentationen der relevanten Akteure und ihrer Beziehungen im Feld produzieren. Als Beispiel nenne ich ein Interview, das ich mit Robin Lakoff, einer feministischen Linguistin an der *University of California, Berkeley* geführt habe. Wir lesen und diskutieren zunächst zwei Textschnipsel von Heidegger und Foucault. Nach der Lektüre des Endes von Erving Goffmans »Response Cries« (Goffman 1981: 122) sagt sie im Interview:

»Now that's my guy! [...] He reaches out against Chomsky. [...] He is kind of with Labov.« (März 2010)

Interessant an dieser Reaktion ist, dass die Leserin Goffman spontan gegenüber anderen Akteuren des linguistischen Diskurses verorten kann, und dies obwohl Chomsky und Labov in keiner Weise im Text genannt sind. In Lakoffs Repräsentation des Feldes ist Goffmans Distanz zu Chomsky groß, zu Labov dagegen klein. Außerdem erkennt sie Goffman als einen Verbündeten, obgleich dieser im Text explizit Kritik an Linguisten äußert. Auf diese Weise zeichnet sie ein Tableau, in dem auf der einen Seite Chomsky (als Vertreter einer »strukturalen«, grammatikalischen Linguistik, wie sie später sagt), auf der anderen Seite Goffman und Labov (als Vertreter einer interaktionalen Soziolinguistik) stehen. Lakoff selbst rechnet sich der letzten Seite zu.

Wie entsteht eine solche Makrorepräsentation der Akteure und ihrer Beziehungen im Feld? Der Leserin fällt es nicht schwer, die im Text allenfalls implizit genannten Akteure zu identifizieren, sie in Beziehung zu setzen und zu einem Tableau unterschiedlicher Positionen zusammenzufügen. Für sie ist klar, dass der Text auf diese Akteure verweist; diese Akteure besetzen für sie Positionen des Wissenschaftsdiskurses, in deren Lichte der gelesene Text »Sinn macht«. Überraschend ist die Spontaneität und Selbstsicherheit, mit der sie die Akteure des Diskurses ausmacht und eine Vorstellung der Ordnung entwickelt, an der sich diese orientieren. Dies ist umso überraschender, als in allen Leser-Interviews unterschiedliche Makrorepräsentationen des wissenschaftlichen Felds vorgebracht werden. Wenn die Leser/innen dieser Textschnipsel alle zu verschiedenen Interpretationen kommen, heißt dies jedoch nicht, dass sie alle falsch liegen. In der Tat verweist die Fähigkeit zur Konstruktion von Makrorepräsentationen des Felds auf die spezifische diskursive Kompetenz der Leserin, die sie in ihrem spezialisierten Fachdiskurs erworben hat. Sie interpretiert den Text mit dem Hintergrundwissen und ihrer praktischen Kompetenz, die sie in jahrzehntelanger Lektürearbeit in ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaft gewonnen hat. Der Text aktiviert unterschiedliches Kontextwissen. Deshalb kommen verschiedene Leser/innen zu konträren Resultaten.

Gemäß der aussagenanalytischen Methodologie stellt sich die Frage, wie Texte ihre Leser/innen über die Kontexte instruieren, die sie brauchen, um den Sinn des Gesagten zu verstehen. Mit der Aussagenanalyse wird beschrieben, wie (beliebige) Mitglieder einer Sprachgemeinschaft (Leser/innen) Texte mit Blick auf die anderen Teilnehmer/innen des Diskurses kontextualisieren. Demnach muss die Leserin, immer wenn sie eine Zeichenfolge als Aussage erkennt, zwei Aufgaben lösen: Erstens muss sie den Lokutor der Aussage bestimmen, der für das Gesagte letztendlich verantwortlich zeichnet (und die Position des Regisseurs oder »Autors« der Aussage einnimmt). Zweitens muss sie die verschiedenen Sprecher und Stimmen der Aussage unterscheiden, zu denen der Lokutor mal die eine oder die andere Haltung einnimmt. Auf diese Weise kann die Leserin in einer Aussage die Bühne für ein dialogisches Spektakel konstruieren, in dem unterschiedliche Sprecher ihren Auftritt haben (vgl. Maingueneau's Konzept der *scénographie*, 1993).

Vor diesem Hintergrund können wir uns die Kontextualisierung von Texten als einen Prozess vorstellen, der über drei Etagen führt. Die Leserin beginnt auf der untersten Etage, wo sie mit einer unüberschaubaren An-

zahl an Stimmen des Diskurses zu tun hat. Auf der mittleren Etage fasst sie mit Hilfe der formalen Kontextualisierungsmarker des Textes die vielen Stimmen unter einer begrenzten Anzahl von Subjektpositionen zusammen. Auf der obersten Etage konstruiert sie ein Tableau mit den Akteuren des Diskurses, indem sie die Subjektpositionen mit Namen ausstattet und mit ihrem Wissen über die Personen assoziiert. Demnach ist die Aufgabe der Leser/in, die Vielfalt subpersonaler Stimmen und Sprecher von Aussagen in Makrorepräsentationen der Gesellschaft zu übersetzen. Mit dem Diskursetagenmodell kann im Anschluss an Althusser's Anrufungstheorie untersucht werden, wie Leser/innen die Subjektpositionen des Diskurses konstruieren. Im Unterschied zu strukturelem Subjektivitätstheorien sind Subjektpositionen jedoch nicht als statisch determinierte Orte im Symbolischen vor- und festgeschrieben (vgl. gleichlautend Graefe sowie Ott/Wrana in diesem Band); sie verlangen nach der interpretativen Leistung der Leser/innen, die mit Hilfe der im Text verstreuten formalen Marker und Spuren ein Wissen über die Personen, Akteure, Subjekte des Diskurses gewinnen.

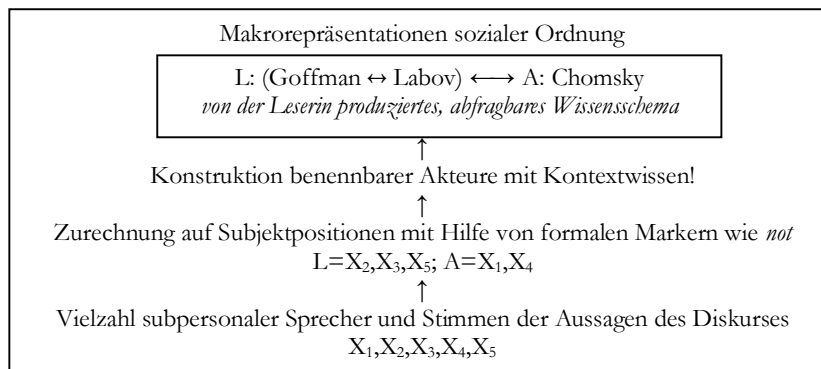


Abbildung 1: Diskursetagenmodell – von Mikro zu Makro

Im ersten Schritt des diskursanalytischen Forschungsprozesses muss das sprachliche Material ausgewählt und in Aussagen unterteilt werden. In der Regel besteht eine Aussage aus einem Subjekt und einem Prädikat, das heißt einem Satz mit einem deiktischen Zentrum, einem »Ich-Hier-Jetzt«-Punkt, von dem aus die Aussage geäußert wird. Demnach ist die Aussage das Produkt eines vom Lokutor vollzogenen Sprechakts, den es durch die Leser/in zu konstruieren gilt. Der Witz der Aussagenanalyse ist nun, dass der Lokutor einer Aussage nicht alleine ist: er ist immer schon in Gesell-



schaft. So kommt in einer Aussage nicht nur der Lokutor zu Wort; als Regisseur der Aussage lässt dieser eine Reihe von Sprechern sprechen, deren Perspektiven er teilweise akzeptiert, teilweise zurückweist.

- (1) Linguists have reason to bring in uttering that is not talking,
- (2) linguists have reason to deal with social situations,
- (3) linguists have reason to deal not merely with jointly sustained talk.

Um ein Beispiel einer vereinfachten Analyse (für vollständige Analysen siehe etwa Angermüller 2007) zu geben, wird die vorliegende Zeichenfolge in drei Aussagen (1), (2), (3) aufgeteilt, die über jeweils einen Lokutor verfügen. Dann werden diese Aussagen, soweit es geht, in die kleinstmöglichen semantischen Inhalte aufgeteilt, die aus einem propositionalen Inhalt (in Anführungszeichen, siehe unten) und einem Sprecher ( $X_i$ ) bestehen. In Aussage (1) und (3) verschachteln sich auf Grund der Negation jeweils zwei Sprechperspektiven, und zwar von jemandem ( $X_1$  bzw.  $X_4$ ), der etwas sagt, was von jemand anderem ( $X_2$  bzw.  $X_5$ ) zurückgewiesen wird. Einfache Aussagen, die wie (2) nur aus einer Sprechperspektive bestehen, müssen von komplexen Aussagen wie (1) und (3) unterschieden werden, in denen sich verschiedene Sprechperspektiven verschachteln. Die Darstellung der polyphonen Organisation dieser drei Aussagen sieht folgendermaßen aus:

- (1) Linguists have reason to bring in uttering that is not talking.  
 $X_1$ : »Linguists have reason to bring in uttering that is talking.«  
 $X_2$ : (NO  $X_1$ )
- (2) Linguists have reason to deal with social situations.  
 $X_3$ : »Linguists have reason to deal with social situations.«
- (3) Linguists have reason to deal not merely with jointly sustained talk.  
 $X_4$ : (TRUE »Linguists have reason to deal merely with jointly sustained talk.«)  
 $X_5$ : (NO  $X_4$ )

Auf der untersten Etage hat die Leser/in mit einem Gewimmel von anonymen Stimmen und Sprechern zu tun, die jeweils unterschiedliche Dinge sagen. Nun wäre der Diskurs für die Leser/in nichts als weißes Rauschen, wenn alle Stimmen unterschiedslos der gleichen Quelle entstammen würden. In der Tat wird in den Aussagen vieles gesagt, aber nicht alles wird vom Lokutor vertreten. Um die Quellen des Gesagten zu bestimmen, kann die Leser/in sich an die folgende Maxime halten: Rechne die Sprecher dem Lokutor zu, wenn keine Gründe dagegen sprechen! Diese *default-*

Interpretation kann durch formale Spuren und Marker der Äußerung jedoch aufgehoben werden. So löst ein Negator wie *not* Polyphonie aus, und zwar zum Beispiel in (1) zwischen jemandem ( $X_1$ ) der sagt, dass »Linguists have reason to bring in uttering that is talking.« und jemand anderem  $X_2$ , der dies zurückweist. Negation dreht demnach nicht einfach wie in einer mathematischen Gleichung das Vorzeichen eines Werts um, sondern evokiert einen Dialog, von dem gleichsam nur die Antwort von  $X_2$  übrig ist.

- (1) Linguists have reason to bring in uttering that is not talking.  
 A<sub>1</sub>: (»Linguists have reason to bring in uttering that is talking.«)  
 L<sub>2</sub>: (NO A<sub>1</sub>)
- (2) Linguists have reason to deal with social situations.  
 L<sub>3</sub>: (»Linguists have reason to deal with social situations.«)
- (3) Linguists have reason to deal not merely with jointly sustained talk.  
 A<sub>4</sub>: (TRUE »Linguists have reason to deal merely with jointly sustained talk.«)  
 L<sub>5</sub>: (NO A<sub>4</sub>)

Im Übergang zur mittleren Etage muss die Leser/in die Sprecher der Aussagen zu einer begrenzten Anzahl von Subjektpositionen wie L und A zusammenbinden. Diese Zusammenfassung einer Vielzahl von Sprechern unter den Schirm einer Subjektposition erlaubt es der Leser/in, erstens die Beziehungen zwischen den Sprechern des Diskurses zu bestimmen ( $X_1$  und  $X_4$  verweisen auf eine Quelle,  $X_1$  und  $X_2$  dagegen auf eine andere) und zweitens die unüberschaubare Vielfalt der Sprecher auf wenige wichtige Subjektpositionen (hier: L und A) zu reduzieren. In der Tat würde es die Leser/innen kognitiv überfordern, wollten sie (wie hier in der Analyse) jeden Sprecher für sich betrachten. Unsere Zeit und Energie sind zu begrenzt, als dass wir alle Sprecher des Diskurses zum Gegenstand bewusster Reflexion machen könnten.

Doch die Arbeit der Leser/in ist damit noch nicht am Ende, denn noch immer weiß sie über den weiteren Diskurszusammenhang nicht viel mehr, als dass jemand, nämlich L (hinter dem sich  $X_2$ ,  $X_3$ ,  $X_5$  verbergen), mit jemand anderem, nämlich A (das heißt  $X_1$ ,  $X_4$ ) spricht. Sie wird daher versuchen, L und A genauer zu bestimmen und sie mit festen (Individual- oder Kollektiv-)Namen oder (institutionellen) Adressen auszustatten. In auktorialen Diskursen wie denen der Wissenschaft bereitet dies der Leser/in für L in der Regel kein größeres Problem. Ein Blick auf den unmittelbaren Kontext (also etwa den Bucheinband oder den Artikelanfang) genügt, um die als Autor genannte Person mit L zu assoziieren: hier mit

»Goffman«. Schwieriger ist schon die Bestimmung der Position von A (oder weiterer Subjektpositionen, die nicht mit L zusammenfallen), die von Lakoff als Chomsky identifiziert wird. Chomsky wird nirgendwo im Text erwähnt. Dass die Leserin dennoch spontan weiß, »wer gemeint ist«, zeugt von den kreativen interpretativen Fähigkeiten und dem Vorwissen der Leserin. Offenbar »passt« Chomsky in die mit A identifizierten Slots der Aussage, ohne dass dies kognitive Dissonanzen mit ihrem Vorwissen über den Diskurs auslöst.

Die Benennung der Subjektpositionen führt die Leser/in auf die oberste Etage, wo sie ein Wissen über den weiteren Diskurszusammenhang produziert, in dem sich »Goffman«, »Labov« und ein Lager der »sociolinguists« auf der einen Seite und Chomsky und die »structuralists« auf der anderen Seite gegenüberstehen. An diese mit Namen und Adresse versehenen Subjektpositionen kann sich das Kontextwissen der Leser/in anlagern, etwa die disziplinäre Verortung und alles, was sie über Goffman und Chomsky als Personen wissen. So »ziehen« die vom Text geöffneten Positionen insbesondere auch das nicht-konzeptuelle Kontextwissen der Leser/innen über die Diskursteilnehmer/innen. Wichtig ist etwa das Wissen der Leser/in über deren Karrieren und Netzwerke oder im Falle persönlicher Bekanntschaft auch einfach Klatsch-Wissen. Mit ihrem konzeptuellen und nicht-konzeptuellen Kontextwissen produziert die Leser/in Makrorepräsentationen des Feldes – man denke an Lakoffs Tableau, das von Goffman, Labov und Chomsky und einer Reihe von kollektiven Akteuren wie *sociolinguists* und *structuralists* aufgespannt wird. Von der komplexen interpretativen Arbeit der Leser/in bleiben in der Regel allein diese einfachen Wissensschemata der oberen Diskursetage übrig. Die Prozesse in den unteren beiden Etagen, und das heißt auch die vielen anonymen Stimmen des Diskurses, werden dagegen sofort vergessen und fallen ins Unbewusste.

Bevor die Leser/in zu einem stabilen, abfragbaren, bewussten Wissen über den weiteren Diskurszusammenhang des gelesenen Texts gelangt, muss sie sich also durch das diskursive Unterholz der vielen von den Aussagen getragenen Stimmen und Sprecher schlagen. Auf dem Weg von der unteren zur oberen Diskursetage, von den vielen subpersonalen Mikrosprechern theoretischer Texte zu den Makrorepräsentationen des wissenschaftlichen Feldes und seiner Akteure ist immer wieder die praktische interpretative Kompetenz der Leser/in gefragt, die den vielen widerspenstigen Stimmen des Diskurses mit immer differenzierteren und aufwändigeren Wissensschemata beizukommen versucht. Unterschiedliche Le-

ser/innen werden unterschiedliche Diskurse, Ordnungen und Akteure konstruieren. Bekanntlich werden aber nicht alle gehört. Was passiert, wenn unterschiedliche Vorstellungen von *dem* Diskurs oder *der* Gesellschaft in Konflikt treten? Diese Frage verlangt nach einem anderen methodologischen Zugriff, der die prozessuale Dimension des Diskurses fokussiert. In keinem Fall kann die Aussagenanalyse den Sinn des Texts rekonstruieren; die Bestimmung des richtigen Sinns ist die Aufgabe der Diskursteilnehmer/innen, die ihre Vorstellungen von dem weiteren Diskurszusammenhang durchsetzen – von bestimmten institutionellen Orten und mit unterschiedlichem Erfolg.

### Widerspenstigen Sinn verknappen, oder: Die Universität als Sinnverknappungsdispositiv

Im Prozess der Lektüre reduzieren die Leser/innen die Vielfalt von indexikalischen Verweisen und Referenzen, indem sie mehr oder weniger stabile Makrorepräsentationen sozialer Ordnung konstruieren. Doch auch wenn sich die Komplexität diskursiver Verhältnisse in diesem Prozess deutlich reduziert, können sich die von den Leser/innen erzeugten Repräsentationen erheblich unterscheiden. Treffen unterschiedliche Sinnvorstellungen aufeinander, erscheint dies für die Diskursteilnehmer/innen in der Regel als Problem, und es treten Prozesse der Sinnverknappung in Gang. Anders als der diskursanalytische Beobachterin fällt es den Diskursteilnehmer/innen schwer zu akzeptieren, dass ein (schriftlicher oder mündlicher) Text so verstanden werden kann oder anders, und zwar aus einem kommunikationstheoretisch fundamentalen Grund. Sie können nicht kommunizieren, ohne *einen* Sinn des Gesagten zu unterstellen, impliziert jede Kommunikation doch einen Pakt, wonach die Diskursteilnehmer/innen jedes Kommunikationssignal als den Ausdruck einer rationalen, bewussten, intentionalen Kommunikationsinstanz verstehen müssen (Grice 1989). Die Diskursteilnehmer/innen stehen unter dem Druck, die sinnhafte Ordnung der Welt mit Sinnhaftigkeits- und Rationalitätsfassaden aufrechtzuerhalten (Garfinkel 1994). Vor diesem Hintergrund geht es ihnen nicht nur um Sinn; es geht um *den* Sinn.

In der Wissenschaft steht den Diskursteilnehmer/innen ein Arsenal an Prozeduren und Techniken zur Verfügung, mit denen sie opake Vieldeu-

tigkeiten zu einem glatten, transparenten, »richtigen« Sinn zurechthobeln und der Widerspenstigkeit von Sinn Herr werden können. Im Anschluss an Foucaults machttheoretische Arbeiten erweist sich diese Transformation von Unordnung zu Ordnung als besonders effizient, wenn sie in Dispositiven, das heißt institutionellen Arrangements von Prozessen der Sinnverknappung geleistet wird. Die Universität kann als ein Sinnverknappungsdispositiv von Interaktionen, Prozeduren, Technologien gefasst werden, anhand derer die Diskursteilnehmer/innen »richtige« von »falschen« Repräsentationen unterscheiden

Sinnverknappungsprozesse involvieren mindestens zwei Leser/innen, die nach bestimmten Regeln interpretative Konflikte und Dissonanzen kleinzuarbeiten versuchen. Der einfachste Prozess ist die Interaktion zwischen zwei oder mehr anwesenden Individuen, die sich in einer »Hier-und-Jetzt«-Situation abstimmen müssen. Indem interaktive Prozesse in organisationalen oder bürokratischen Handlungskontexten normiert und standardisiert werden, werden sie zu Prozeduren. Prozeduren sind relativ berechenbar; oft operieren sie mit schriftlicher Kommunikation über verschiedene Interaktionssituationen hinweg; sie lassen sich zu Routinen verfestigen und zu auf Dauer gestellten Apparaten zusammenfügen (man denke an Universitäten oder Forschungsorganisationen mit ihren bürokratischen Begutachtungs-, Entscheidungs- oder Karrierewegen). Schließlich können diese Prozeduren zum Gegenstand von gouvernementalen Steuerungstechnologien werden, die das zerklüftete, in zahllose Königreiche und Kleinststämme ausdifferenzierte Terrain wissenschaftlicher Wissensproduktion zu einem vermessen- und beherrschbaren Kommunikationsraum umbauen, zum Beispiel durch manageriale Technologien des Regierens aus der Distanz (Stichwort »unternehmerische Universität«).

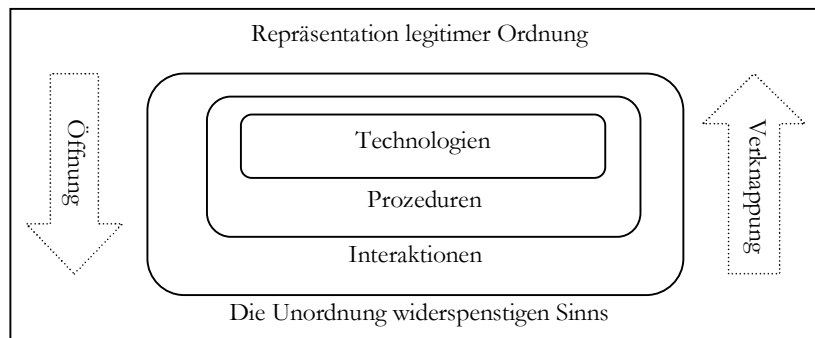


Abbildung 2: Die Universität als Sinnverknappungsdispositiv

Vor diesem Hintergrund erweist sich ein Dispositiv als ein institutionelles Arrangement von Interaktionen, Prozeduren und Technologien, die die Vielfalt und Komplexität individueller Lektüreergebnisse, Interpretationen, Sinnangebote reduzieren. Anders als das eher strukturelle Dispositivverständnis (vgl. zum Beispiel Bührmann/Schneider 2008 und in diesem Band) wird hier ein prozessuales Verständnis sozialer Ordnungsbildung zu Grunde gelegt. Die Frage ist nicht, was diskursive Ordnung ist, sondern wie sie hervorgebracht wird.

Im Sinnverknappungsdispositiv der Universität prozessieren speziell habilitierte Produzenten die vielfältigen Interpretationen und Deutungen wissenschaftlicher Texte und sortieren »falsche« Repräsentationen des Wissenschaftsdiskurses aus. Auf der Ebene der Interaktion verhandeln die Lehrenden und Studierenden in der Unterrichtssituation etwa die Frage, welche Lektüren wissenschaftlicher Texte als richtig gelten können und welche nicht. Die Seminarleiter/in kann sich in der Interaktion mit den Studierenden auf ihre institutionelle Autorität stützen. Der Vereindeutigungsdruck im Seminar ist eher niedrig. Die Lehrenden werden je nach Wissensbereich in der Regel einen eher breiteren Rahmen abstecken, in dem sie die Studierenden »richtiges« von »falschem« Wissen unterscheiden lassen. Auf Grund der begrenzten Zeit reagiert die Dozent/in nur auf eine kleine Anzahl von Studierenden vorgebrachten Verstehensangeboten. Oft beobachten die Studierenden nur Zustimmung- oder Ablehnungssignale der Lehrenden gegenüber anderen Studierenden. Oder Studierende korrigieren sich gegenseitig, wenn sie glauben, dass etwas falsch interpretiert worden ist (Kalthoff 2000; Wrana 2006).

Eine andere Sache sind die Prozeduren, in denen wissenschaftliche Produzenten andere wissenschaftliche Produzenten in Gestalt schriftlicher Stellungnahmen bewerten, etwa in Auswahlkommissionen oder Begutachtungsprozessen. Hier interagieren Mitglieder wissenschaftlicher Gemeinschaften, die bestimmte Entscheidungen zu fällen haben, etwa ob ein Text in einer Zeitschrift veröffentlicht oder ein Produzent rekrutiert, ein Preis verliehen oder einem Forschungsprojektantrag stattgegeben werden soll. Der Vereindeutigungsdruck ist hier eher groß, denn unterschiedlichste wissenschaftliche Produkte und Produzenten müssen verglichen und in binäres Entscheidungswissen übersetzt werden: ja versus nein. In bestimmten Fällen sind bürokratische Prozeduren durch zahlreiche Momente der Übersetzung gekennzeichnet, etwa in Rekrutierungsverfahren, für die die Bewerber/innen ihren wissenschaftlichen Output nach gewissen Vor-

gaben darstellen müssen. Die entsprechend formatierten Bewerbungs dossiers werden dann zu Synopsen zusammengezogen, bevor die Mitglieder der Kommission in mehr oder minder bürokratisierten Routinen der Entscheidungsfindung eine endgültige Reihung vornehmen – dies vor dem Hintergrund einer Vielzahl von rechtlichen, bürokratischen, administrativen Verfahrensregeln. In diesen Entscheidungsprozess fließen zahlreiche Repräsentationen ein – nicht nur die Repräsentationen von Repräsentationen (das heißt den Bewerbungsunterlagen, die die Kandidat/innen von ihrer eigenen Arbeit anfertigen), sondern auch die Repräsentationen von Repräsentationen (zum Beispiel Gutachten und Synopsen, die von den Bewerbungsunterlagen angefertigt werden); es können reputationsbasierte Repräsentationen (wie etwa durch persönliche Bekanntschaft) oder numerische Repräsentationen (Rankings und Kennziffern) mobilisiert werden. Auch hier sind die Chancen der an der Prozedur Beteiligten auf Durchsetzung ihrer Repräsentationen höchst ungleich verteilt (Hirschauer 2005; Lamont 2009).

Schließlich können gouvernementale Steuerungstechnologien genannt werden, die auf die Forschungs- und Lehraktivität wissenschaftlicher Wissensproduzenten aus der Distanz einwirken, zum Beispiel Evaluationen, *New Public Management* oder die Exzellenzinitiative. Diese Technologien setzen in der Regel an großen Populationen von Produzenten bzw. großen Korpora von Produkten an, die abgezählt und vermessen, das heißt numerisch repräsentiert werden. Durch die Produktion numerischer Repräsentationen werden unterschiedlichste Produkte und Produzenten vergleichbar gemacht. Auch hier ist der Vereindeutigungsdruck meist recht hoch, geht es doch darum, opakes und unbestimmtes Wissen in Gestalt objektiver Indikatoren, Kennziffern und Maßzahlen abzubilden. Das zerklüftete, endlos ausdifferenzierte Feld der Wissenschaft wird auf diese Weise überschaubar und regierbar gemacht.

Aus gouvernementalitätstheoretischer Sicht besteht eine besondere Innovation dieser numerokratischen Regierungstechnologien darin, Regierungswissen zu entmonopolisieren und nicht-staatlichen Akteuren verfügbar zu machen (Bröckling u.a. 2000). Mit Hilfe von neuen Informationstechnologien können die Wissensproduzenten selbst zu Regierungsagenten werden, die das Terrain wissenschaftlicher Wissensproduktion mit den Indikatoren, Kennziffern, Messgrößen erschließen, die quasi als Nebenprodukte des digitalen Mediums anfallen. Im Sinne der »Numerokratisierung« des Sozialen bilden diese Technologien nicht nur Realität ab,

sondern konstituieren sie auch. Durch die Vermessung und Hierarchisierung von Forschungsoutput wird ein Raum geschaffen, in dem unternehmerische Subjekte agieren, und zwar als sich selbst führende Akteure. Als Unternehmer/innen ihrer Selbst folgen sie nicht mehr bürokratischen Vorgaben. Das Programm der unternehmerischen Universität lässt diese im Modus der Freiheit ihre Potenziale entfalten, und zwar unter dem kontrollierenden Blick aller. Im »numerokratischen« Macht-Wissen-Regime der akademischen Exzellenz gibt es kein steuerndes Zentrum mehr (Angermüller 2010; vgl. auch Bröckling/Krasmann und Maeße in diesem Band).

Diese im Dispositiv institutionell zusammengebundenen Sinnverknüpfungprozesse zeichnen sich durch unterschiedliche Reichweiten und Intensitäten der Kontrolle aus: *Face-to-face*-Interaktionen sind in der Regel besser geeignet, um eine überschaubare Anzahl anwesender Individuen intensiv zu korrigieren. Dagegen eignen sich gouvernementale Technologien besonders für die extensive Kontrolle großer Populationen. Dazwischen stehen Prozeduren der Kontrolle in organisationalen Handlungskontexten. Immer wieder haben gesellschaftliche Funktionsbereiche seit der frühen Neuzeit einen Umbau in die eine oder andere Richtung erlebt. Die »Disziplinargesellschaft«, wie sie nach Foucault im 18. und 19. Jahrhundert im Bereich von Psychiatrie, Klinik, Gefängnis, Kaserne oder Schule einen Höhepunkt erlebte, kann dann etwa als paradigmatisch für die Prozeduralisierung gesellschaftlicher Beziehungen genannt werden. Dagegen verweist die »Überwachungsgesellschaft«, wie sie Foucault im Bereich der Wirtschaftspolitik, der Stadtplanung oder öffentlichen Gesundheitsvorsorge (der »Polizey«) ausmacht, auf die Technologisierung der Ordnungsbildung. Mit dem Aufstieg der »unternehmerischen Universität« im Zuge von Exzellenzinitiative und *New Public Management* scheint das Verhältnis von interaktiven, prozeduralen und technologischen Modi sozialer Ordnungsbildung im Bereich der Wissenschaft neu austariert zu werden. Eingehendere Untersuchungen sind notwendig, um dem aktuellen Umbau des Universitätsdispositivs in seiner historischen Spezifität Rechnung zu tragen. Doch lassen sich einige Tendenzen festhalten, die von einer Technologisierung, Gouvernementalisierung bzw. Numerokratisierung des Dispositivs wissenschaftlicher Wissensproduktion zeugen, wie etwa

- die zunehmende Kooperation von menschlichen Leser/innen und nicht-menschlichen Leser/innen (Maschinen, Devices, Rechner, Datenbanken) bei der Produktion numerischer Makrorepräsentationen wissenschaftlicher Exzellenz;



- die kommunikative Entgrenzung und Entmonopolisierung von Regierungswissen im digitalen Medium und die Entstehung postnationaler Räume medial vermittelter (Selbst-)Kontrolle;
- der regierungstechnologische Umbau eines zerklüfteten Wissensterrains in einen panoptischen Kommunikationsraum, in dem alle alle überwachen und vor allem alle sich selbst.

Vor diesem Hintergrund möchte ich die prozessanalytische Definition des Dispositivs präzisieren. Ein Dispositiv bezeichnet die institutionellen Umstände, in denen die Diskursteilnehmer/innen Texte und Kontexte verbinden und sich ein »richtiges« Bild der Gesellschaft machen können. Das Dispositiv verhindert, dass mündliche und schriftliche Texte beliebig verstanden werden können. Es sind die Interaktionen, Prozeduren und Technologien des Dispositivs, die Texte auf bestimmte Weise »funktionieren« lassen, das heißt ihre Leser/innen bestimmte Vorstellungen der Gesellschaft konstruieren lassen. Dabei impliziert die diskursive Konstruktion von Gesellschaft immer eine repräsentierte und eine nicht-repräsentierte Seite: zum einen das Wissen, die Vorstellungen, die Repräsentationen, die die Leser/innen von Texten über den weiteren sozialen Zusammenhang gewinnen; zum anderen die sozialen und institutionellen Umstände, unter denen die Leser/innen eben dieses Wissen produzieren. Das Dispositiv befindet sich für sie gleichsam im toten Winkel, da sie Texte nicht gleichzeitig interpretieren können und den Prozess des Interpretierens und die Umstände, unter denen dieser stattfindet, beobachten können. Um der diskursiven Konstruktion von Gesellschaft Rechnung zu tragen, müssen wir daher sowohl die repräsentierte Seite betrachten – das Große im Kleinen, die in den Mikroverästelungen des Diskurses eingesteten Makrorepräsentationen der Gesellschaft – als auch die nicht-repräsentierte Seite – die Sinnfestschreibungsprozeduren, Wissensproduktionsapparaturen und Wahrheitsfindungstechnologien des Dispositivs, die sozialen Bedingungen symbolischer Produktion, die verkannt werden und unbewusst bleiben (Bourdieu 2001[1997]).

Wenn wir den Begriff der Gesellschaft für die repräsentierte Seite dieses Prozesses und den Begriff des Sozialen für die nicht-repräsentierte Seite vorhalten, dann wird zum einen klar, warum wir den Diskurs mit text- und prozessanalytischen Methoden »triangulieren« müssen, und zwar textanalytisch mit Blick auf die diskursive Produktion des Wissens von der Gesellschaft, prozessanalytisch dagegen mit Blick auf die Disponierung der Umstände des Sozialen, unter denen dieses Wissen entsteht. Zum anderen

wird aber vielleicht auch klar, warum sich die Gesellschaft nicht als eine endgültig geschlossene Totalität repräsentieren lässt: Jede Repräsentation der Gesellschaft ist ein performatives Produkt diskursiver Praktiken, das unter bestimmten nicht-repräsentierten Umständen des Sozialen entsteht. Als eine repräsentierte soziale Ordnung verweist die Gesellschaft immer wieder auf ihre nicht-repräsentierten Bedingungen gesellschaftlicher Sinnproduktion. Dies ist der Grund, warum Gesellschaft in immer neuen Repräsentationen durchgespielt werden muss; dies ist auch der Grund, warum die soziale Produktion von Sinn nicht an ihr Ende kommt; und dies ist schließlich der Grund dafür, dass der Diskursforschung in absehbarer Zeit wohl nicht die Arbeit ausgehen wird.

### Fazit: heterogene Wissensdiskurse jenseits von Mikro und Makro

Die Diskursforschung war lange von einem unversöhnlichen Gegensatz zwischen Mikro- und Makro-Theorien geprägt: auf der einen Seite eine kontinental-europäische Tradition, die im Anschluss an Theoretiker wie Michel Foucault oder Michel Pêcheux »große« situationsübergreifende Diskurse einer Gesellschaft in den Blick nimmt und etwa große Korpora von (schriftlichen) Presstexten daraufhin befragt, wie über die letzten Wertfragen der Nation in der politischen Öffentlichkeit geredet und geschrieben wird. Auf der anderen Seite finden wir eine anglo-amerikanische Tradition, die mit Theoretikern wie Erving Goffman, Harvey Sacks oder John Gumperz »kleine« situationsspezifische Diskurse zum Gegenstand macht, zum Beispiel die symbolische Organisation von mündlichen Gesprächen in alltäglichen Interaktionssituationen.

Die Diskursforschung nach dem Strukturalismus will dazu beitragen, diesen Gegensatz von »großen« schriftlichen und »kleinen« mündlichen Diskursen zu überwinden. So müssen die Leser/innen schriftliche und mündliche Texte immer in einen weiteren Diskurszusammenhang stellen, das heißt ganz gleich, ob sie in einer beobachtbaren *face-to-face*-Situation interagieren oder nicht. Das interaktionistische Dogma, wonach die empirische Analyse an beobachtbaren Hier-und-Jetzt-Interaktionssituationen ansetzen muss, wird dadurch in Frage gestellt. Demnach erstreckt sich die Situation in Gesprächen immer auch auf nicht Anwesende (vgl. die post-goffmanianische Erweiterung des Situationsbegriffs bei Konrad Cetina

2009). Die Gesprächspartner sind »in Gesellschaft«, mobilisiert das Gespräch doch ihr Wissen über viele andere Mitglieder des gesellschaftlichen Zusammenhangs (vgl. Gumperz 1992). Sozialer Sinn greift über die Situation hinaus; er entsteht im Diskurs.

Problematisiert werden aber auch Code-, Grammatik- und Textmodelle des Diskurses, die den Sinn eines Diskurselements unabhängig davon zu bestimmen versuchen, von wem, wann, wo und wie es geäußert wurde. Gegen das strukturalistische Dogma von Sinn als Produkt von Differenzen führt die vorgestellte Diskurspragmatik die Heterogenität des Diskurses ins Feld. Demnach existieren die Aussagen des Diskurses in unterschiedlichen Modalitäten, werden in spezifischen Kontexten geäußert und sind aus unterschiedlichen Perspektiven und Bedeutungsebenen zusammengesetzt. Texte brauchen aktive Leser/innen, die sich mit opaken Texten in einem vielfältig verzweigten und immer neu formierenden Diskursraum zurechtzufinden versuchen, und zwar ohne, dass sich *der* Diskurs gleichsam von einer Adlerposition in seiner Gesamtheit verstehen und überblicken ließe.<sup>4</sup>

Gegenüber traditionellen Mikro- und Makro-Ansätzen mit ihrer Präferenz für die lokal-situative bzw. öffentlich-gesellschaftsübergreifende Diskurse zeichnet sich die Diskursforschung nach dem Strukturalismus durch eine Vorliebe für heterogene Wissensdiskurse aus, die von alltäglichen Interaktionssituationen über organisational abgegrenzte Handlungsfelder bis hin zu öffentlichen Kommunikationsräumen reichen. Heterogene Wissensdiskurse umgreifen verschiedene institutionelle Ebenen, im Falle wissenschaftlicher Wissensproduktion beispielsweise von der Kommunikation zwischen Dozent/innen und Studierenden in der Unterrichtssituation über den Diskurs sub- oder transdisziplinärer Wissensgemeinschaften bis hin zu interdiskursiven Schnittpunkten zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeiten. In heterogenen Wissensdiskursen entstehen zumeist relativ fragile, flüssige und offene Ordnungen, die in hohem Maße beobachterabhängig sind, ihre eigene Kontingenz reflektieren und intersubjektiv nicht geteilt werden müssen. Sie bedienen sich unterschiedlichster Kommunikationskanäle, operieren mit medialen Technologien und greifen auf multimodale (schriftliche, mündliche, visuelle...) Texte zurück, die sich durch eine gewisse Opazität auszeichnen. Kurz gesagt: Heterogene Wissensdiskurse sind komplexe Gegenstände, die sich im

---

<sup>4</sup> Dies heißt für die Leser/innen zweiter Ordnung (die Diskursanalytiker/innen), dass sie die Techniken und Praktiken analysieren, mit denen sich die Leser/innen erster Ordnung den Diskursraum nach oben und unten, innen und außen erschließen.

Dreieck von Sprache, Wissen und Praxis beziehungsweise, diskurspragmatisch gesprochen, im Gebrauch von Texten in Kontexten konstituieren und somit nach einer Kombination verschiedener Forschungsstrategien und -methoden verlangen.

Angesichts dieser Merkmale müssen die Grenzen sowohl von Mikro- als auch von Makroansätzen unterstrichen werden. Der Diskurs macht nicht an den Grenzen der Interaktionssituation halt; er stellt sich aber auch nicht als eine gesellschaftsübergreifende Totalität der Sinn- und Wissensproduktion dar. Im Diskurs werden Mikro- und Makroebene artikuliert. Die Frage ist, wie die Diskursteilnehmer/innen die drei Etagen des Diskurses aufsteigen und das Gewimmel subpersonaler Sprecher und Stimmen in Repräsentationen sozialer Ordnung überführen. So finden sich Makrorepräsentationen sozialer Ordnung in den kleinsten Verästelungen des Diskurses. Im Sinne einer konstruktivistischen Makrosoziologie findet das Große seinen Ausgang im Kleinen.

Wenn die Gesellschaft in den unzähligen Repräsentationen existiert, die im Diskurs produziert werden, macht es dann noch Sinn, von *der* Gesellschaft zu sprechen? Die Diskursforschung nach dem Strukturalismus führt die konstruktivistische Kritik am realistischen Gesellschaftsbegriff der klassischen Soziologie (à la Emile Durkheim oder Max Weber) fort, die von den mikrosoziologischen Projekten der 1960er Jahre begonnen und durch die antihumanistischen Konstruktivismen seit den 1980er Jahren radikalisiert wurde. Entsprechend verspricht die Welt nach dem Strukturalismus keine Hoffnung mehr, den Konflikt der Interpretationen ein für allemal zu schlichten. Unsere Welt ist eine Welt, deren gemeinsamer Sinnhorizont unwiderruflich zerbrochen ist. Gegenseitige Verständigung und richtiges Verstehen ist in dieser Welt nur noch ein verblichenes romantisches Ideal. Aber zieht damit nicht politische Beliebigkeit ein? Keineswegs, denn auch wenn Texte unterschiedlich interpretiert werden, heißt das nicht, dass sie irgendwie interpretiert werden können und jede Interpretation die gleiche Chance auf Durchsetzung hat. Dass »Gesellschaft« das Produkt diskursiver Praktiken ist, dass sie immer auch anders konstruiert werden könnte, das ist keine Idee, die zu politischer Passivität führen muss. Im Gegenteil: Ist nicht gerade die Einsicht in die diskursive Kontingenz von »Gesellschaft« die Voraussetzung dafür, dass wir die Frage nach Alternativen stellen können, und zwar gerade mit Blick auf das »Soziale« – die sozialen und institutionellen Bedingungen, in denen wir uns als Wissenschaftler/innen der Gesellschaft betätigen?

## Literatur

- Angermüller, Johannes (2007), *Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich*, Bielefeld.
- (2005), »Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland: zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion«, in: Reiner Keller; Andreas Hirsland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, Konstanz, S. 23-48.
- (2010), »Wissenschaft zählen. Regieren im digitalen Panoptikum«, in: Leon Hempel; Susanne Krasmann; Ulrich Bröckling (Hg.), *Leviathan. Sonderheft 25: Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert*, S. 174-190.
- Angermüller, Johannes; Bunzmann, Katharina; Nonhoff, Martin (Hg.) (2001), *Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen*, Hamburg.
- Bachtin, Michail (1985[1963]), *Probleme der Poetik Dostoevskijs*, Frankfurt am Main.
- Benveniste, Émile (1974), *Problèmes de linguistique générale*, Paris.
- Bourdieu, Pierre (2001[1997]), *Meditationen: zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt am Main.
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.) (2000), *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt am Main.
- Blublitz, Hannelore; Bührmann, Andrea; Hanke, Christine; Seier, Andrea (Hg.) (1999), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt am Main/New York.
- Bührmann, Andrea D.; Diaz-Bone, Rainer; Rodriguez, Encarnación Gutiérrez; Kendall, Gavin; Schneider, Werner; Tirado, Francisco J. (Hg.) (2007), *Von Michel Foucaults Diskurstheorie zur empirischen Diskursforschung*. Sondernummer *Forum Qualitative Sozialforschung* 8 (2).
- Bührmann, Andrea D.; Schneider, Werner (2008), *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld.
- Busse, Dietrich; Teubert, Wolfgang (1994), »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik«, in: Dietrich Busse; Fritz Hermanns; Wolfgang Teubert (Hg.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, Opladen, S. 10–28.
- Diaz-Bone, Rainer (2002), *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie*, Opladen.
- Ducrot, Oswald (1984), *Le Dire et le dit*, Paris.
- van Dyk, Silke (2006), *Die Ordnung des Konsenses. Krisenmanagement durch Soziale Pakete am Beispiel Irlands und der Niederlande*, Berlin.
- Foucault, Michel (1994[1969]), *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main.

- (1971[1966]), *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main.
- Garfinkel, Harold (1994), *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge.
- Goffman, Erving (1981), *Forms of Talk*, Philadelphia.
- Grice, H. Paul (1989), *Studies in the Way of Words*, Cambridge.
- Gumperz, John (1992), »Contextualization and understanding«, in: Alessandro Duranti; Charles Goodwin (Hg.), *Rethinking context*, Cambridge, S. 229–252.
- Hirschauer, Stefan (2005), »Publizierte Fachurteile. Lektüre und Bewertungspraxis im Peer Review«, in: *Soziale Systeme* 11 (1), S. 52–82.
- Jäger, Siegfried (2007[1993]), *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, Münster.
- Kalthoff, Herbert (2000), »Wunderbar, richtig. Zur Praxis mündlichen Bewertens im Unterricht«, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 3 (3), S. 429–446.
- Keller, Reiner (2005), *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden.
- Kerchner, Brigitte; Schneider, Silke (Hg.) (2006), *Foucault: Diskursanalyse der Politik*, Wiesbaden.
- Knorr Cetina, Karin (2009), »The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World«, in: *Symbolic Interaction* 32 (1), S. 61–87.
- Lamont, Michèle (2009), *How Professors Think: Inside the Curious World of Academic Judgment*, Cambridge.
- Landwehr, Achim (2001), *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*, Tübingen.
- Latour, Bruno (2005), *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford.
- Link, Jürgen (1982), »Kollektivsymbole und Mediendiskurse«, in: *KultuRRévolution* 1, S. 6–21.
- Luhmann, Niklas (1998), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Maeße, Jens (2010), *Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses: Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms*, Bielefeld.
- Maingueneau, Dominique (1993), *Le Contexte de l'œuvre littéraire*, Paris.
- Mattissek, Annika (2008), *Die neoliberale Stadt. Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte*, Bielefeld.
- Meier, Stefan (2008), *(Bild-)Diskurse im Netz*, Köln.
- Nölke, Henning; Flottum, Kjersti; Norén, Coco (2004), *ScaPoLine. La Théorie scandinave de la polyphonie linguistique*, Paris.
- Nonhoff, Martin (2006), *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt »Soziale Marktwirtschaft«*, Bielefeld.
- Pêcheux, Michel (1969), *Analyse automatique du discours*, Paris.
- Schwab-Trapp, Michael (1996), *Konflikt, Kultur und Interpretation. Eine Diskursanalyse des öffentlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus*, Opladen.
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007), *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie, Gegenstände*, Berlin.
- Wrana, Daniel (2006), *Das Subjekt schreiben. Subjektkonstitution und reflexive Praktiken in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse*, Baltmannsweiler.